

Welche Leistungsansprüche stellen wir an uns selbst?

Referat an der HSGYM-Herbsttagung vom 17. 11. 2022 (Michael Pfister)

Liebe Mittelschülerinnen und Mittelschüler, liebe Studentinnen und Studenten, liebe Koll-

Der Referent unterbricht sich, scheint an der Decke der Aula etwas entdeckt zu haben, hebt den linken Arm und spricht mit Emphase, wie in einem Raptus: War das der Mond, der durch die Wolken brach? Nein, ein Gesicht! Richard des Dritten Antlitz, den ich erwürgt! O grins mich nicht so an! Er scheint sich wieder zu fassen, wie aus einem Traum zu erwachen und blickt ins Publikum: Entschuldigen Sie, wenn es mich ein wenig überkommt! Es muss an dieser Aula liegen, in der ich vor 36 Jahren nicht nur mein Maturazeugnis in Empfang nahm, sondern als Schüler in der Theatergruppe der Rämibühl-Schulen spielte. Das Stück, aus dem die gehörten Sätze stammen, wurde 1828 von Joseph von Eichendorff geschrieben und heisst «Meierbeths Glück und Ende» – eine wilde Ritter- und Räubergeschichte, auch eine Literatursatire. Diese Tür dort, rechts von der Bühne, führt zum Bio-Gang. Ich habe dreimal in einer Aufführung der AG Theater Rämibühl mitgemacht; vor meinem allerersten Auftritt bin ich dort auf- und abgetigert und habe die Fische und die Geierschildkröte um Beistand angefleht. Denn ich war so nervös wie nie zuvor und nie danach in meinem Leben. Ich dachte, ich würde auf der Bühne in Ohnmacht fallen. Aber ich habe diese Leistung erbracht, zusammen mit vierzig oder fünfzig anderen Schüler:innen, habe den Text nicht vergessen und sehr viel fürs Leben gelernt. Kaum etwas aus meiner Schulzeit hat mich so geprägt wie diese Theatererfahrung. Es war eine Leistung, die ich der Schule verdankte, aber einem Freifach, ganz ohne Noten. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Also noch einmal von vorne:

Liebe Mittelschülerinnen und Mittelschüler, liebe Studentinnen und Studenten, liebe Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Bereichen und Ebenen der öffentlichen Bildung,

zunächst herzlichen Dank der HSGYM-Leitung für die Einladung zu diesem Referat. Ich freue mich darüber umso mehr, als mir die Fragestellung der diesjährigen Herbsttagung gleichermaßen interessant wie relevant erscheint – zudem ist sie mutig formuliert: «Ungenügend. Leistungsansprüche auf dem Prüfstand» Daran fällt auf, dass hinter dem Adjektiv «ungenügend» kein Fragezeichen, sondern ein Punkt steht. Mir gefällt das, weil damit wahrgenommen und ausgesprochen wird, dass mit der Leistung an unseren Schulen

nicht einfach automatisch alles zum Besten steht. Es tut der Schule, einer Institution, die täglich die Leistungen von jungen Menschen als gut, genügend oder ungenügend etikettiert, gut, sich auch selbst einmal kritisch zu hinterfragen.

Mir ist freilich bewusst, dass andererseits Selbstzerfleischung nicht produktiv sein wird.

Darum schicke ich eines voraus: Der Boden, auf dem ich über Leistungsansprüche in der Bildung nachdenke, ist die tiefe Überzeugung, dass unsere öffentlichen Schulen grundsätzlich etwas Grossartiges sind. Auf allen drei Ebenen – Primarschule, Sek I und II, sowie tertiäre Schulen – wird tatsächlich viel geleistet, von Lernenden und Lehrenden. Die Schulen sind eine beeindruckende gesellschaftliche und politische Errungenschaft, die es zu verteidigen, zu bewahren und zu verbessern gilt – zumal in einer Zeit, wo in einem Nachbarland eine faschistische Politikerin an die Spitze des Staates gewählt wird und wo es jungen und alten Menschen, rechts wie links im politischen Spektrum, oft zu anstrengend wird, den vernünftigen Dialog zu betreiben.

Nach dem Wahren und dem Guten zu fragen – und das heisst natürlich auch, sich der Faszination des Falschen und des Bösen auszusetzen –, das muss eine zentrale Leistung von Schule sein und bleiben, bei allem positiven Wissen, bei allen Kompetenzen und Skills, die anwendbar und nützlich sind, aber eben nur, solange ich mir selber klarmachen und mit anderen diskutieren kann, *wozu* sie nützlich sind.

Wie die Nützlichkeit oder die Nachhaltigkeit ist *Leistung* eigentlich ein leerer Begriff. Es scheint mir wichtig, immer wieder öffentlich, gesellschaftlich darüber zu diskutieren, was wir überhaupt als Leistung anerkennen wollen. Ob es zum Beispiel selbstverständlich eine Leistung sei, das Bruttosozialprodukt zu steigern oder dreissigmal so viel zu verdienen wie andere Mitarbeiter derselben Firma. Oder in der Schule: Besteht Leistung in der Anpassung an eine Vorgabe oder gerade in der eigenständigen Abweichung davon?

In letzter Zeit hört man öfter die Klage, dass die «heutige Jugend», die «Gen Z», ein gestörtes Verhältnis zu Leistung habe und nur gerade so viel arbeite wie unbedingt nötig. Könnte es sein, dass viele junge Menschen heute ein Problem mit «Leistung» haben, weil sie sich sagen: Wenn uns das, was unsere Eltern und Grosseltern als «Leistung» bejubeln, an den Punkt gebracht hat, an dem wir uns befinden, sehen wir «Leistung» und «Leistungsgesellschaft» extrem kritisch und treten vielleicht sogar in einen «Leistungsstreik»?

Bevor ich auf Leistung und Leistungsansprüche an Schulen zu sprechen komme, scheint es mir sinnvoll, kurz den grösseren Kontext zu beleuchten. Die erwähnte neue Skepsis

gegenüber Leistung ist der eine Punkt. Der andere betrifft die Frage der Meritokratie. Der Begriff wurde 1958 vom britischen Soziologen Michael Young geprägt (wohlgernekt in satirischer Absicht) und ist komplex, aber im Allgemeinen gehen wir heute davon aus, dass die Meritokratie ein sinnvolles Modell einer aufgeklärten, postfeudalen, liberalen Gesellschaft darstellt – ein Gegenmodell sowohl zur Aristokratie, wo man seine Privilegien der hohen Geburt verdankt, als auch zum Egalitarismus, wo jeder gleich viel erhält, unabhängig davon, wie viel er leistet. In der Meritokratie soll jeder einzelne nach seiner individuellen Leistung Anerkennung und Lohn erhalten. Entsprechend müsste Einkommen an Leistung gebunden sein.

In jüngster Zeit gab eine scharfe Kritik der Meritokratie zu reden, die der in Harvard lehrende US-amerikanische Philosoph Michael Sandel in seinem Buch «The Tyranny of Merit: What's Become of the Common Good?» formuliert. Sandel stellt das meritokratische Modell in einen engen Zusammenhang mit der «Zulassungsbesessenheit»¹ unserer Gesellschaften. Bei der Bewertung von Leistungen gehe es in erster Linie darum, die Ungleichheiten der modernen, säkularen Gesellschaften zu kaschieren und zu rationalisieren: «In einer Gesellschaft der Ungleichheit wollen diejenigen, die ganz oben landen, daran glauben, dass ihr Erfolg moralisch gerechtfertigt ist. In einer meritokratischen Gesellschaft heisst das, die Gewinner müssen glauben, dass sie ihren Erfolg aufgrund des eigenen Talents und harter Arbeit verdient haben.»²

Sandels Kritik ist grundsätzlicher Art, aber selbst die Befürworter der Meritokratie müssen einräumen, dass sie nicht – oder wenigstens nicht durchgehend – zu funktionieren scheint. Am meisten Geld verdienen bei uns wohl kaum die fleissigsten, innovativsten, kreativsten und intelligentesten Leistungsträger:innen. Oft hängt persönlicher Reichtum eher von Erbschaft, Beziehungen, geschicktem Netzwerken oder perfekter Anpassung an bestehende Strukturen ab. Es gibt ja auch ein grundsätzliches Problem: Wie wissen wir, wenn es uns der liebe Gott nicht sagt, welche Leistung die beste ist und wo wir den neutralen Massstab finden, anhand dessen wir die Leistung dem Verdienst zuordnen?

Gegen diesen Einwand gebe ich oft zu bedenken, dass das wohl keine allzu schwierige Sache sein könne, denn es sei das zentrale Geschäft von uns Lehrerinnen und Lehrern. Wir wissen schliesslich immer ganz genau, welche schulische Leistung eine 3,5 und welche eine 5,125 verdient...

¹ Michael Sandel, *Vom Ende des Gemeinwohls. Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreisst*, übers. v. Helmut Reuter, Frankfurt a. M. 2020, S. 23.

² *ib.*, S. 25.

Damit sind wir endlich bei den Leistungsansprüchen an unseren Schulen. Das Thema ist herrlich ambivalent: Der deutsche Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki hat schon 1974 eine Studie zu «Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips in der Erziehung» veröffentlicht und darin festgehalten, Leistung sei ein «dialektischer Begriff»³ In der Tat fühle ich mich bei diesem Thema selber hin- und hergerissen. Leistung an der Schule ist etwas Wunderbares, wenn, wie Klafki sagt, die «Freude des Könnens» und die «erfüllte Gegenwart»⁴ gemeint ist. Wenn aber Leistung im Zeichen von Druck, Zwang, Wettbewerb und der Erfahrung von unangenehmer und sinnentleerter Fremdbestimmung steht, kann sie zu etwas Schrecklichem werden.

Es gibt mindestens drei ganz verschiedene Perspektiven, wie das Verdikt «ungenügend» im Tagungstitel auf Leistung an unseren Schulen bezogen werden könnte. Diese drei Perspektiven möchte ich im Folgenden vorstellen und etwas kommentieren:

Erstens könnte man behaupten, unsere Leistungsansprüche und dementsprechend das Leistungsniveau der heutigen Schülerinnen und Schüler seien zu niedrig und unzureichend für die Anforderungen der heutigen Welt. Man könnte stirnrunzelnd darüber werweissen, ob die Studierfähigkeit noch gewährleistet sei, und mit hochgezogenen Brauen zu bedenken geben, die Maturaquote sei ja fast doppelt so hoch wie in den achtziger Jahren, da sei es ja kein Wunder etc. pp. À propos achtziger Jahre: Ich habe ein Buch mitgebracht, das wir Maturand:innen damals im Deutsch-Unterricht am LG gelesen haben: «Doktor Faustus» von Thomas Mann, mehr als 500 Seiten, viele davon gefüllt mit musiktheoretischen Abhandlungen von Beethoven bis zur Zwölftonmusik, kleingedruckt, kaum Rand und doch voller Randnotizen und Anstreichungen. Wir haben den Deutschunterricht und unseren Deutschlehrer damals nicht übermässig geliebt, aber das Buch hat uns fasziniert, und wir haben es gelesen. Es würde mich sehr wundern, wenn heute noch eine Kollegin oder ein Kollege es mit einer Klasse lesen würde (wenn doch, bitte melden!). Jedenfalls wäre es schön, es zu wagen.

Was mich immer wieder beschäftigt, ist, wie kritisch die Schülerinnen und Schüler selbst ihre Lesefähigkeiten einschätzen. Als ich kürzlich mit einer Maturaklasse die Zeit des Nationalsozialismus behandelte und eine Rede von Hitler las, bemerkte ein Schüler, die Sätze seien nicht ganz einfach zu verstehen und recht lang für die beschränkte

³ Wolfgang Klafki, *Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemässe Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik*, 6. Aufl., Weinheim und Basel 2007, S. 245.

⁴ *ib.*, S. 246.

Aufmerksamkeitsspanne der heutigen Jugend. Vielleicht war sogar der extreme Rechtspopulismus früher noch elitärer als heute... Natürlich musste ich nun Hitler in Sachen Satzlänge überbieten und las als Nächstes mit der Klasse Thomas Manns berühmte «Deutsche Ansprache. Appell an die Vernunft» von 1930, eine anspruchsvolle Auseinandersetzung mit den ersten, beunruhigenden Wahlgewinnen der NSDAP. Auch hier taten sich die Schülerinnen und Schüler schwer mit der Sprache, wobei sie alles bei weitem besser verstanden, als sie selber meinten. Derselbe Schüler meldete sich und fragte mit klugem Lächeln, ob es bei Thomas Mann nicht auch etwas um «Gatekeeping» gehe. Er durchschaute das elitäre bürgerliche Selbstverständnis sofort und etikettierte es mit dem passenden neudeutschen Begriff. Solche Momente und viele ähnliche zeigen mir: Auch wenn lange Bücher und lange Sätze zunehmend ein Problem sind, auch wenn Fallfehler häufiger passieren und die schriftliche Ausdrucksfähigkeit bröckelt – das Reflexionsniveau und das kritische Kontextbewusstsein der Schülerinnen und Schüler sind manchmal erfreulich hoch. In diesem Sinne würde ich sagen: Die Leistungen der heutigen Mittelschüler sind vielleicht anders, aber nicht weniger «genügend» als diejenigen meiner Generation.

Die Frage, ob die Maturandinnen für das Fachhochschul- und Hochschulstudium das Nötige mitbringen, ist bekanntlich eine Existenzberechtigung der Institution HSGYM und ein Dauerbrennerthema bei unseren Begegnungen. Ich habe von Seiten der Hochschulen in den letzten Jahren immer wieder gehört, es gehe weniger um positives, lexikalisches Wissen als vielmehr um Offenheit, Neugierde, Leidenschaft, Eigeninitiative oder Verantwortung. Umso mehr wundere ich mich, wie oft an den Mittelschulen doch über positive Wissensbestände diskutiert wird. Vielleicht können wir darauf bei der Diskussion eingehen.

Zweite Perspektive: Vielleicht sind unsere Leistungsansprüche ungenügend, weil sie zu hoch und der Lebenssituation und den zeitlichen Möglichkeiten der Jugendlichen nicht ausreichend angepasst sind. Diesem Aspekt sollten wir in der Tat unsere Aufmerksamkeit widmen. Ich habe den Eindruck, dass sich die Belastungssituation an den Mittelschulen in den letzten Jahren signifikant verschärft hat. Davon zeugen einzelne Erlebnisse mit hyperventilierenden, weinenden, verzweifelten Schülerinnen und Schülern und Diskussionen, die ich als Klassenlehrer mit den mir anvertrauten Jugendlichen führe, aber auch Studien und Umfragen in wachsender Zahl.

Ich bin sehr froh, dass die Schulleitung meiner Schule, der Kantonsschule Zürich Nord, dem Thema «Belastung der Schülerinnen und Schüler» seit einiger Zeit viel Aufmerksamkeit widmet. Ich bin Mitglied einer entsprechenden Arbeitsgruppe, und bis jetzt haben eine grosse

Weiterbildungsveranstaltung und diverse Diskussionsrunden unter Beteiligung von Schüler:innen und Eltern stattgefunden. Momentan erarbeitet unsere Gruppe ein Papier, das dem Gesamtkonvent vorgelegt werden soll, auf dass aus der Reflexion konkrete Massnahmen hervorgehen, die die Situation verbessern.

Ein wichtiger Teil dieser Aktivitäten war eine Umfrage, an der sich über 1800 Schülerinnen und Schüler unserer Schule beteiligten. Ich möchte lediglich die Resultate im Hinblick auf die Arbeitszeit ausserhalb des Unterrichts erwähnen: Ein Drittel bis die Hälfte (je nach Klassenstufe) gab an, täglich zwei Stunden oder mehr für die Schule zu arbeiten, ungefähr die Hälfte ausserdem, an Wochenenden vier oder mehr Stunden aufzuwenden. Das ergibt wöchentliche Arbeitszeiten, die deutlich über den für Arbeitnehmer:innen üblichen Pensen liegen.

Für eine differenzierte Untersuchung der Gründe für diese Belastungssituation fehlt hier die Zeit. Einige Stichworte dazu möchte ich dennoch nennen und kurz kommentieren. Und das ist gleichzeitig der Übergang zu einer **dritten** und letzten Perspektive auf die Frage der Leistungsansprüche: Welche Ansprüche stellen wir, die wir auf unterschiedlichen Ebenen für die Lernerfahrung und das Wohlergehen der Schülerinnen und Schüler verantwortlich sind, an unsere eigene Leistung? Und welche Ansprüche dürfen junge Menschen an die ganze Gesellschaft stellen, wenn es um Bildung geht?

Zu diesem letzten Punkt nur kurz: Es geht auch, aber nicht nur um die Frage, wie viel Steuergeld der Bildung zur Verfügung steht. In Bezug auf die bereits angesprochenen Probleme mit der korrekten Verwendung der Erstsprache sehe ich einen Zusammenhang zwischen den mangelhaften Leistungen der Maturanden und der abnehmenden Wichtigkeit sprachlicher Präzision in allen Bereichen unserer Gesellschaft: Die meisten Medien, viele Verlautbarungen von Angehörigen der wirtschaftlichen und politischen Elite, aber sogar von Lehrpersonen und Schulleitungsmitgliedern sind in sprachlicher Hinsicht viel achtloser und fehlerhafter als in früheren Generationen. Das könnte bei jungen Leuten zur Auffassung führen, dass sprachliche Korrektheit und Genauigkeit nicht von grosser Bedeutung seien. Ich bin mir bewusst, dass das an dieser Stelle eine blosser Behauptung ist, aber Einzelbelege sind problematisch und für eine vertiefte Darstellung fehlt die Zeit – auch das ein Thema für die weitere Diskussion.

Im letzten Teil meines Referats möchte ich nun noch vier Punkte ansprechen, die zur Belastung der Schülerinnen und Schüler beitragen und anhand deren wir uns fragen können, wie wir unsere eigene Leistung einschätzen:

-Stoffmenge / Studentafelausnutzung

Die aktuellen Tendenzen sind klar, auch im Hinblick auf die geplante Weiterentwicklung der gymnasialen Maturität (WEGM). Es gibt immer neue wichtige Fächer, aber kaum solche, die man opfern will (einmal abgesehen von Latein). Jedes Fach ist das dringlichste, und wir Lehrpersonen wissen immer genau, was alles für unsere Schützlinge unverzichtbar ist. Dazu kommt eine Tendenz, Informationen gleichsam zu quintessenzialisieren, was die Dichte des zu lernenden Stoffes erhöht – so wird Bildung zum schieren Datentransfer.

Damals in den Achtzigern am LG Rämibühl haben wir uns nicht selten gelangweilt, was uns dazu gebracht hat, eigene Projekte zu starten – durchaus angeregt von der Schule: In meinem Fall war es vor allem das literarische Übersetzen, das nach der Matura noch 15 Jahre lang auch zu einer beruflichen Aktivität wurde. Damals war es wohl «benign neglect», gutartige Vernachlässigung durch Schule und Lehrpersonen, heute haben wir es vielleicht eher mit «malignant overcare» zu tun, einer gewissen Überfürsorge mit unerwünschten Nebenfolgen.

-Klassengrössen

Ich weiss, dass der berühmte John Hattie zum Schluss kam, dass der Lernerfolg nicht von der Klassengrösse abhängt.⁵ Aber das kann wohl kaum so verstanden werden, dass wir bedenkenlos Hunderterklassen bilden können. Die durchschnittliche Klassengrösse an Zürcher Mittelschulen übersteigt heute wohl diejenige der achtziger Jahre. Dabei ist der Kanton Zürich meines Wissens nicht ärmer geworden. Wichtig ist eine überschaubare Gruppengrösse ja nicht nur für den Lernerfolg, sondern vor allem für die persönliche Beziehung zwischen Lernenden und Lehrpersonen, die bei Hattie sehr wohl eine zentrale Rolle spielt.⁶ Und natürlich muss es auch dann zum täglichen Effort der Lehrpersonen gehören, eine gute Beziehung zu den Schülerinnen und Schülern zu schaffen, wenn sich die Klassengrösse politisch nicht so schnell reduzieren lässt.

An den Mittelschulen geht es uns diesbezüglich noch verhältnismässig gut. Ich frage mich manchmal, wie die Hochschulen funktionieren können, wenn Hunderte in den Hörsälen sitzen. Ich frage mich auch, ob nicht die Gefahr einer Industrialisierung von Bildung besteht.

⁵ Vgl. John Hattie, *Lernen sichtbar machen*, übers. v. Wolfgang Beywl und Klaus Zierer, erw. Auflage, Baltmannsweiler 2020, S. 101-105.

⁶ Vgl. ib., S. 141-143.

Das Problem ist ähnlich wie bei den Pflegeberufen: Interaktionen zwischen Menschen lassen sich nicht so leicht rationalisieren wie die Produktion von Gegenständen. Und Schülerinnen und Schüler sind nun mal keine Streichhölzer.

-Digitalisierung

Die Verheissung des digitalen Wandels besteht unter anderem darin, die Bildungsarbeit zu individualisieren und überflüssige Abläufe und Aktivitäten zu automatisieren, um mehr Zeit für das Interessante und Komplexe zu gewinnen. Der Einsatz elektronischer Geräte könnte und sollte also entlastend wirken. Die Erfahrung zeigt freilich (noch?) ein anderes Bild. Sowohl auf der Ebene der Schulverwaltung als auch im Alltag von Lehrenden und Lernenden scheint der Aufwand vor allem auf der Ebene der Kommunikation nicht abzunehmen, sondern zu wachsen. Man könnte diese widersprüchliche Entwicklung ein *zweites Produktivitätsparadoxon* nennen. Das erste wurde 1987 vom Ökonomen Robert Solow konstatiert und betrifft den Umstand, dass die wachsenden Investitionen von Unternehmen in die digitale Informations- und Kommunikationstechnologie keine entsprechende Steigerung der Produktivität nach sich zogen. Heute erleben wir zusätzlich, dass der Einsatz von digitalen Geräten, Tools und Apps dazu führt, dass Arbeitsabläufe, die früher mühsam und zeitraubend waren, zwar wegfallen, aber durch neue Ansprüche und Aufgaben ersetzt werden. Je leichter es dank technischer Entwicklung wird, mehr zu machen, desto mehr macht man auch, was den Workload erhöht.

Dazu kommt ein weiteres Paradox: Tendenziell besteht die Leistung der Algorithmen darin, unsere Eigenleistung überflüssig zu machen. Wieso soll ein:e Schüler:in überhaupt noch Sätze auf Französisch übersetzen, wenn DeepL das per Knopfdruck für ihn/sie erledigt? Längst gibt es nicht mehr nur Rechtschreib- und Grammatikprogramme, sondern auch Applikationen, die sich an redaktionelle Bearbeitungen und stilistisches Feintuning wagen. Wird es bald möglich sein, rudimentäre Gedankennotizen einzutippen und in Sekundenschnelle einen elaborierten Aufsatz zu erhalten? In allerletzter Zeit erlebt die automatisierte künstlerische Gestaltung einen regelrechten Hype. Das NZZ-Magazin «Folio» widmete dieser Entwicklung kürzlich eine Themenummer und illustrierte sie mit zahlreichen Werken der künstlichen Intelligenz Dall-E 2, die aufgrund eines Befehls in Textform Bilder mit künstlerischem Wert erschafft («text-to-image AI art generator»). Titel und Lead des Hauptartikels lauten wie folgt: «Wie lange braucht es uns noch? Maschinen können Gespräche führen, Bilder erschaffen und Artikel schreiben. Die Folgen sind so dramatisch wie unabsehbar.»⁷

⁷ NZZ Folio, #357, Sept. 2022, S. 6.

Im Sommer 2022 verteilte die von einem Primarschullehrer gegründete Schulwandel-Stiftung an Zürcher Gymnasien einen Flyer, auf dem eine «mutige» Person gesucht wurde, die sich ihre Maturitätsarbeit «von einem Algorithmus schreiben lassen möchte». Die Aktion sollte im Nachhinein transparent gemacht werden: «Wir wollen darauf aufmerksam machen, dass Algorithmen die heute bestehenden Systeme in ihren Grundfesten erschüttern werden.»⁸ Schulen pflegen auf solche Entwicklungen nicht durch eine Infragestellung des digitalen Wandels zu reagieren, sondern zum Beispiel dadurch, dass sie Prüfungen ohne digitale Geräte schreiben lassen. Aber die Trennung zwischen einem vollcomputerisierten BYOD-Unterricht und handschriftlichen oder LanSchool-überwachten Examina mutet doch recht künstlich an, und es fragt sich, wie lange sie sich halten wird. Im Hintergrund grinst uns bereits Goethes «Zauberlehrling» zu.

Der Publizist und ehemalige Physik- und Philosophielehrer Eduard Kaeser beschreibt unsere verzwickte Liaison mit der hochentwickelten Technologie wie folgt: «Die wirkliche Gefahr liegt paradoxerweise darin, dass sie <die Technologie> uns besticht, alles zu vermeiden, was zu einem menschlichen Leben gehört: Entscheiden, Abwägen, Verantworten, Bücher lesen, das direkte Gespräch, die physische Begegnung. Schliesslich werden uns all die schönen intelligenten Artefakte dazu überredet haben, auch die Mühe der Intelligenz zu vermeiden. Spätestens dann entpuppt sich der technische Fortschritt als purer Nihilismus. Wann beginnen wir zu begreifen, dass sich der wahre Aufstand genau dagegen richten sollte?»⁹

In einem Gespräch mit Maturand:innen über Gefühle von Sicherheit und Unsicherheit bemerkte kürzlich ein Schüler, die Unsicherheit heutiger Jugendlicher habe damit zu tun, dass sie an das Wissen, das im Internet stecke, ohnehin nie heranreichen könnten. Das erinnert mich an einen ziemlich vergessenen Aufsatz des deutsch-österreichischen Philosophen Günther Anders (1902–1992), der in seinem Hauptwerk „Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution“ (1956) als Erster die Auswirkungen der Atombombe auf Leben, Denken und Fühlen der Menschen reflektierte. Der fragliche Aufsatz trägt den Titel „Über prometheische Scham“ und erzählt zunächst, wie der Exilant Anders 1942 in Kalifornien zusammen mit einem Freund eine technische Ausstellung besucht. Der Autor beobachtet, wie der Freund seinen Blick senkt und zusehends verstummt. Dessen ganzes Verhalten drückt Scham angesichts der „mit solcher Akkuratesse

⁸ DK, «'Ethisch verwerflich': Schüler soll Arbeit von Bot schreiben lassen», in: 20Minuten, 12.7.2022, S. 4.

⁹ Eduard Kaeser, «... das Werkzeug benutzt den Menschen», in: NZZ am Sonntag, 16.9.2018.

und solchem Raffinement funktionierenden Apparate“ aus, und Anders kommt zum Schluss: „Der heutige Prometheus fragt: Wer bin ich schon?“¹⁰

-Prüfen / Bewerten

Hier sind wir wohl im Auge des Leistungsdruck-Tornados. Mittelschülerinnen und Mittelschüler haben pro Semester 25 bis 30 grössere Prüfungen zu absolvieren. An den Hochschulen sind es wohl nicht ganz so viele, aber die Zahl der Prüfungen hat zugenommen. Und es herrscht dort eine Ranking-Kultur vor, die ich für problematisch halte. Wo sonst gibt es eine solche Leistungsmessungswut in der Gesellschaft, einmal abgesehen vom Sport? Wie wäre es für uns Lehrpersonen, wenn wir so oft geprüft und benotet würden?

Schulnoten wurden erst im Laufe des 19. Jahrhunderts eingeführt. Historisch ist die gute Absicht dahinter auch nachzuvollziehen. Das Recht auf weiterführende Ausbildung an staatlichen Universitäten sollte nicht mehr feudalistisch den Reichen und Adligen vorbehalten sein, sondern eben meritokratisch denjenigen gewährt werden, die intellektuelle Leistungen erbrachten. Wir haben es aber leider wohl mit einer von vielen Erscheinungsformen einer Dialektik der Aufklärung zu tun (eine andere wäre die Bürokratie, die ursprünglich auch der Transparenz und der Demokratisierung dienen sollte¹¹). Wir sehen, dass es uns nach wie vor nicht gelingt, an der überproportionalen Vertretung von Kindern aus reicheren und Akademikerhaushalten etwas zu ändern. Für die Leistungsmessungen, die wir am Gymnasium vornehmen, sind teure Förderkurse offenbar hilfreich.

Problematisch ist auch die Spannung zwischen Objektivität und Aussagekraft von Noten. Was eindeutig als richtig oder falsch eingestuft werden und quantitativ erfasst werden kann, sorgt für «objektivere» Resultate, aber wenn wir nur noch solche Leistungen prüfen, engen wir das Spektrum zu sehr ein und laufen Gefahr, vor allem diejenigen Inhalte zu behandeln, die sich gut prüfen lassen. Wie sollen kreative, innovative, inhaltlich substanzielle Leistungen objektiv bewertet werden? Das geschieht besser nicht in Form von präzisen Zahlen, sondern in einem kontinuierlichen Feedback-Dialog, was natürlich einen grösseren Zeitaufwand bedeutet.

Mir fällt auf, wie extrem fokussiert Schüler und Schülerinnen auf Noten sind, es wirkt fast schon wie Abhängigkeit. Auf den Vorschlag, eine Schule ohne Noten oder mit weniger Noten zu wagen, reagieren sie manchmal fast panisch. Meine Tochter sagte mir mitten in ihrer Gymzeit einmal: «Du kannst uns Schüler:innen die Noten nicht wegnehmen, wir haben für

¹⁰ Günther Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen 1. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, München 2002, S. 23.

¹¹ Vgl. dazu: David Graeber, *Bürokratie. Die Utopie der Regeln*, übers. v. Hans Freundl u. Henning Dedekind, Stuttgart 2016.

unsere Leistung auch eine Gegenleistung verdient.» Da haben wir sie wieder, die Meritokratie, die so schön wäre, die aber leider nicht so einfach funktioniert, wie wir es gerne hätten.

Ich habe den Hinweis in der Einladung zu dieser Tagung schon gelesen: «Die Notensetzung im Zeugnis (...) steht im Kontext der heutigen Herbsttagung nicht zur Disposition.» Ich bin mir auch bewusst, dass wir die Noten nicht von heute auf morgen und wohl nicht vollständig abschaffen werden. Aber vielleicht können wir sie ein bisschen weniger wichtig werden lassen. Sind sie nicht eine armselige Form der Gegenleistung? Sollte die Leistung von uns Lehrpersonen nicht eher in Anerkennung und Resonanz bestehen, darin, dass wir zu den Schülerinnen und Schülern sagen: Hey, was Du da gesagt, geschrieben, gefunden, gedacht, gestaltet hast, hat bei mir etwas ausgelöst, mich inspiriert oder zum Nachdenken gebracht – und nicht nur dass es so ist, sondern auch warum? So funktioniert doch Anerkennung im richtigen Leben.¹²

Wollen wir wirklich so stark auf die extrinsische Motivation setzen, die von Noten bedient wird? Wenn es nur um die Noten und nicht um den Erkenntnisprozess selbst geht, steigt die Gefahr, dass Als-ob-Leistungen erbracht und Plagiatsversuche unternommen werden. Ganz zu schweigen von den unabweislichen Zweifeln an der Aussagekraft pseudo-präziser Noten. Viele von uns haben in den Vorlesungen von Franz Eberle von Studien gehört, denen zufolge die Abweichungen der Noten erfahrener Examinator:innen plus minus 1 betragen, das heisst, dass der eine Examinator eine 5 setzt, wo die andere eine 3 für angebrachter hält.¹³

Vielleicht sehen wir Bildungsprozesse zu sehr als Mittel zu einem höheren Zweck (was Sandel unsere «Zulassungsbesessenheit» nennt) und zu wenig als Selbstzweck? Für mich war die Mittelschule mehr als ein Mittel, um an die Uni zu gelangen. – Ich habe kürzlich in einem Aufsatz unseres Zürcher Kollegen Philippe Wampfler über die Entwicklung von Prüfungskultur den Begriff der «authentischen Leistung» kennen gelernt, den er nicht selbst geprägt, sondern aus der Deeper-Learning-Initiative der Heidelberger Bildungswissenschaftlerinnen Anne Sliwka und Britta Klopsch übernommen hat:

¹² Die Corona-Krise hat mir Gelegenheit zu einer Erfahrung gegeben, die mir deutlich machte, wie unbefriedigend in dieser Hinsicht traditionelle Prüfungsformen sind. Da die Abschlussprüfungen 2020 wegen der Pandemie ausfielen, die Schüler:innen meiner FMS-Abschlussklasse sich aber in den Frühlingsferien auf die mündlichen Prüfungen im Fach Deutsch vorbereitet hatten, lud ich sie im Juni, als wieder Präsenzunterricht möglich war, dazu ein, mich zu individuellen Abschlussgesprächen über ihre jeweilige Literaturliste zu treffen. 6 von 18 Schüler:innen gingen darauf ein. Die Gespräche dauerten statt 15 Minuten gegen eine Stunde und ermöglichten einen bereichernden, gegenseitigen Austausch. Vor allem erleichterte mir der fehlende Noten- und Zeitdruck zu erkennen und anzuerkennen, welche Zusammenhänge die Schüler:innen zwischen den gelesenen Werken herstellten.

¹³ Vgl. zur «Scheingenauigkeit» und anderen problematischen Aspekten von Noten: Björn Nölte / Philippe Wampfler, *Eine Schule ohne Noten. Neue Wege zum Umgang mit Lernen und Leistung*, Bern 1921, v. a. S. 33-48.

«'Authentisch' meint (...), dass die Künstlichkeit der Prüfungssituation entfällt – Leistung, dass Lernende tätig sind und in der Welt etwas bewirken.»¹⁴

Das führt mich zurück zur Theaterbühne in dieser Aula. Das Theaterspielen war ein Freifach, ganz ohne Noten und ganz ohne extrinsische Motivation, die Leistung war individuell und kollektiv. Das Haus war immer voll und der authentische Applaus des Publikums viel schöner als die nackte Zahl 6 unter der Physik- oder Griechisch-Prüfung.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

¹⁴ Zit. n. Philippe Wampfler, «Prüfungskultur für die Zukunft gestalten – wie Schulleitungen Lehrkräfte ermutigen und führen können», in: *Schul- & Unterrichtsentwicklung. Prüfungskultur für die Zukunft*, 4/2022, S. 190.